

Die Bauern von Steig.

Roman von Alfred Suggenberger.

Zu meiner Verwunderung kam er schon nach einer Viertelstunde mit dem Blatt zurück. Er legte es hin und setzte sich auf einen Stuhl, tat zwar immer noch ernst und großartig, schwieg aber beharrlich.

Ich wagte keine Frage aus Furcht, er würde aufbrausen. Das machte ihn nun aber eben zornig. Nachdem er einige Minuten steif dageessen, fuhr er mich heftig an: „Dob — geht Dich das nichts an? Hä?“

Ich stand am Ofen und wußte nicht, was ich sagen sollte. Endlich fragte ich zaghaft: „Habt Ihr die Zeichnung dem Lehrer gezeigt?“

Ein verächtlicher Zug legte sich um seinen Mund. „Mit dem habe ich das letzte Wort geredet deinetwegen! Der kann das Einmaleins auswendig, aber von Kunst versteht er nicht mehr, als eine Kuh von der französischen Grammatik. — „Es sei nicht perspektivisch richtig...“ Solche Ausdrücke zu gebrauchen einem jungen Anfänger gegenüber! Als ob denn so etwas perspektivisch richtig sein müßte! — Und dann plapperte er noch etwas von „Brotberuf“, und daß die Kunst immer betteln gehen müsse! Als ob ich nicht mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört hätte, wie ein kleines Bild für fünfhundert Franken, sage und schreibe: für fünfhundert Franken vergantet wurde! Ein Bild, nicht größer als dieses Blatt! Was gelten dann Bilder, die so groß sind wie ein Tisch? Oder wie diese Wand hier? Hä?“

Damit war seine Anteilnahme an meinem ersten Kunstwerk für immer erloschen; es kümmerte sich auch sonst kein Mensch darum. Die Zeichnung meinen Mitschülern vorzuzeigen, unterließ ich wohlweislich. Doch setzte ich meine Versuche als Landschaftler in der nächsten Zeit fleißig fort, wenn auch nicht mit dem gewünschten Erfolg.

Knabenliebe.

Als ich ungefähr zwölf Jahre alt war, verliebte ich mich in Margritte Stamm. Das kam ganz unermittelt, ich kann mich nicht erinnern, daß ich mir vorher mehr als aus andern Mädchen aus ihr gemacht hätte. Da fragte sie einmal, während wir zufällig allein nebeneinander die schmale Treppe zum Schulzimmer emporstiegen, ganz wie nebenbei, ohne sich nach mir umzudrehen: „Du, Gideon, hast Du aber genug Geld, um Maler zu lernen?“

Halb geschmeichelt, halb verlezt gab ich ziemlich selbstbewußt zurück: „Ich kann es mir vorher mit Schaffen verdienen.“

Da blieb sie stehen und wandte den Kopf schräg nach mir hin. Sie musterte mich scharf, ein wenig von oben herab, nicht nur weil ich um eine Stufe tiefer stand als sie.

„Vielleicht — ich weiß es jetzt noch nicht — vielleicht geb' ich Dir dann etwas von meinem Spargeld. Halt für Kleider, damit Du ein bißchen besser aussiehst. Dafür mußt Du mir aber ein Bild machen, wenn Du erst etwas kannst.“

Ich warf mich ein wenig auf, ihre kühle Sicherheit nachahmend. „Das versteht sich doch von selbst. Zum Beispiel Euer Haus, den „Steinernen Platz“.“

„Also.“

Damit ging sie hinein, schien aber im Schulzimmer gleich alles wieder vergessen zu haben. Denn sie blickte geradeaus und auf ihre Arbeit, ich schien für sie nicht mehr vorhanden zu sein.

Um so eifriger fing ich meinerseits an, heimlich nach ihrer Bank hinüber zu schießen. Ich bemerkte, daß sie schöne braune Augen hatte und daß ihr bewußtes, doch nicht herrisches Wesen ihr sehr gut stand. Es schmeichelte mir, daß so ein ernsthaftes, feines Mädchen sich heimlich mit mir beschäftigte, und ich baute ihr dafür einen Dankaltar in meinem Herzen. Sie war mit einem Schlage meine Verbündete und unbedingte Anteilhaberin an allem Schönen und Großen, das mir die Zukunft bringen mußte.

Ich nahm mir fest vor, wie ein anderes Mädchen gern zu haben und ganz bestimmt keine andere zu heiraten, als Margritte, auch wenn mich eine Grafentochter haben wollte, wie mein Vorbild, den Maler Heinrich Strinde. Mein Haus in

Traumland bekam unversehens ein kleines Seitentürmchen mit einer hübschen Altane, wo Margritte nach Herzenslust schöne fremde Blumen züchten und wo sie an Sommerabenden kurzweilige Bücher lesen konnte.

Ich ging am Sonntag nie zur Kinderlehre, bevor Margritte an unserem Haus vorbei war, und wenn ich eine ganze Viertelstunde hinter dem wurmfürigen Scheinentörchen durch ein Astloch nach ihr ausgucken mußte. Sie hatte damals ein schönes hellgrünes Kleid mit weißen Bändern, das stand ihr so gut, daß ich mich nie an ihr satt sehen konnte. Dabei war ich aber sehr ängstlich und fürchtete immer, von den andern Knaben heimlich beobachtet zu werden. Ich tat mir viel Gewalt an, denn keiner durfte eine Ahnung davon haben, wie gern ich Margritte sah.

Während der Schulstunden ertappte ich mich zwar oft darüber, daß ich, meine besten Vorsätze vergessend, mich ganz mit meiner stillen Mitschülerin beschäftigte, so zwar, daß die Blicke, mit denen ich sie in ihrem Tun und Lassen mit großem Wohlgefallen betrachtete, nicht einmal etwas verstohlenes an sich hatten. Aber dann gab ich mir jedesmal einen Ruck und ließ mich eine Zeitlang von keiner Verführung anfechten.

Auch auf dem Spielplatz drunten hielt ich mich absichtlich von ihr fern. Wenn ich bei dem beliebten Kettenfangspiel, das Mädchen und Knaben gemeinschaftlich zu machen pflegten, durch Zufall neben Margritte zu stehen kam, dann wagte ich es kaum, ihre kleine weiche Hand mit der meinigen zu umschließen. Es floß aus diesem Händchen ein geheimnisvoller Strom bis zu meinem Herzen, ich lief und stand neben ihr wie im Traum und war der Glückliche in der Kette der Gefangenen.

In jener Zeit war mein ganzes Denken und Trachten darauf gerichtet, von Margritte beachtet zu werden und vor ihr zu glänzen. Verächtlich schlug ich den Fünfer aus, den mir der Lehrer einmal beim Turnen als Preis für die beste Leistung im Wettlaufen geben wollte. Ich hatte dreimal nacheinander das Ziel zuerst erreicht. Aber nicht wegen des in Aussicht stehenden Fünfrappenstückes hatte ich meine Kraft aufs äußerste gespannt, sondern weil ich Margritte nach dem zweiten Gang hinter mir hatte sagen hören: „Das dritte mal gewinnt aber der Hans Kinsperger.“

Eines Winterabends stand ich, die Hände in die Hosentaschen gesteckt, vor dem Hause zum Steinernen Platz und schaute mir den Spruch an, der in altväterisch verächtelken Buchstaben auf das weiße Kieselwerk unterm Borddach hingemalt war:

„Laß Reider reiden, Hasser hassen.“

„Was Gott mir gibt, muß man mir lassen.“

„Kannst Du den Spruch jetzt bald auswendig?“ sagte Margritte, die unter die Haustüre getreten war. „Gelt, wenn Du so etwas abzeichnen könntest!“ fügte sie dann herausfordernd bei.

„Ja? — Aha, Du meinst wohl, das machte mir Mühe!“ Mit diesen Worten ging ich scheinbar beleidigt meiner Wege.

Während der nächsten Abende machte ich in meiner Kammer mehrere Versuche, den Spruch aus dem Gedächtnis nachzubilden. Trotz der Kälte hielt ich es oft bis um elf Uhr aus, das heißt, wenn es mir Tags zuvor gelungen war, mein Petroleumlämpchen heimlich in der Küche nachzufüllen. Mein heißes Ringen war anfänglich nicht mit Erfolg gekrönt. Ich mußte mir die Buchstaben noch viel besser einprägen, zu welchem Zwecke ich mich so oft es ging und so ungeschehen als möglich zu allen Tageszeiten am Steinernen Platz vorbeischlich.

Nach diesen Vorstudien zeichnete ich den Spruch auf die Rückseite eines meiner Zeichnungsblätter, und zwar so genau, daß nach meinem Dafürhalten der größte Kenner nichts daran hätte ausfinden können.

Aber nun trat eine schwere Frage an mich heran: wo sollte ich die rote Farbe aufstreichen, mit der ich die großen Anfangsbuchstaben bemalen mußte? Für die kleinen Buchstaben konnte man sich ganz gut mit schwarzer Tinte behelfen; aber um die kunstreich nach den rotbemalten Vorbildern gezeichneten R, M, S und G wäre es doch jammer schade gewesen! Würde mir mein Pflegevater nicht endlich eine Farbensäckel kaufen, wenn ich ihn geradeheraus darum bitten

würde? Nein, das war ausgeschlossen. Schon mehrmals hatte ich in günstigen Augenblicken eine leise Anspielung gewagt, war aber immer abschlägig beschieden worden. „Ein Genie muß sich durch Entbehrung abhärten“, behauptete der Schneider Enz hartnäckig. „Der Maler Heinrich Strinde hat bis zu seinem fünfzehnten Jahr weder Pinzel noch Farben gesehen. Den richtigen Zeitpunkt muß man abwarten, weil Kraft nur in sich machen!“

Ich wußte freilich genau, daß die Geldfrage den Ausschlag gab. Frau Rife-Schollette hatte die kluge Gewohnheit, den Lohn, den der Meister auf der Stör in den Bauernstuben verdiente, wo irgend möglich selber einzuziehen, was sich Enz im ganzen gern gefallen ließ, wenn er nur jeden Sonntag sein Schoppengeld erhielt. Frau Rife ihrerseits war aber durchaus nicht kunstsinzig.

So war also von dieser Seite keine Rettung zu erhoffen. Und irgendwoher mußte sie doch kommen! Bereits hatte mich Margritte an einem Nachmittage auf dem Spielplatz flüchtig geneckt: „Gelt, den Spruch kannst Du aber nicht machen!“

Wie oft schaute ich in jenen Tagen sehnsüchtig nach dem Gläschen mit roter Tinte hinüber, mit welcher der Lehrer die Fehler in den Heften unterstrich. Ein paar Tropfen davon hätten für mich genügt. Aber ich wagte nicht, darum zu bitten, denn da hätte ich ja sagen müssen, wozu ich die Farben brauche. Und gewiß hätte der Lehrer verlangt, daß ich die Zeichnung in halbfertigem Zustande vorweise, und er hätte sie spottend der ganzen Klasse vorgezeigt. Was mußte dann Margritte denken! Ach, ohne die rote Farbe nahmen sich die Anfangsbuchstaben im Vergleich zu den Vorbildern armselig aus! — Und vielleicht war die Zeichnung nicht einmal perspektivisch richtig! . . . (Fortf. folgt.)

Der Streckenwärter.

Von Leonhard Schriekel.

Es war ein Unglück. Eine Heimsuchung wars, wie sie das Schicksal nur über die allerschlechtesten Menschen hätte verhängen dürfen.

Martin Quast trug sie; mit schwerer Not und heimlich aufbegehrend zwar, aber er trug sie. —

Dreizehn Wochen hatte Marie, sein Weib, im Krankenhaus drüben in Eichstädt gelegen, nachdem sie vorher schon eine schlimme Woche auf ihrem Bett zugebracht, wohin er sie getragen, als sie von einer Lokomotive erfaßt und zur Seite geschleudert worden war, mit einer faustgroßen, graulichen Wunde in der Hüfte.

Damals hatte der Arzt bedenklich dreingeschaut und hätte sie am liebsten gleich in seinen Wagen gepackt und mitgenommen; aber er wagte es nicht. Er fürchtete, daß sie während des gefährlichen Transports sich verbluten könnte, die bis zum Erlöschen Geschwächte.

Darum hatte er ihr einen Verband angelegt und sie fürs erste im Wärterhäuschen gelassen, das sie bewohnten und das so einsam an der Strecke stand, wie weltverloren, stundenweit entfernt von Stadt und Dorf, mitten im Walde. Hatte sie bei ihm, Martin Quast und ihrem achtjährigen Lenerl gelassen, ihnen die Gefährdete anempfehlend.

„Sorgt mir ja, daß sie ruhig liegen bleibt; daß sich der Verband nicht verschiebt — sonst steh ich für nichts.“

Und sie hatten gesorgt. O, sie hatten gesorgt. — Nach einer Woche war sie dann wenigstens so weit gewesen, daß sie im Krankenwagen nach Eichstädt hatte gefahren werden können.

Dreizehn Wochen war sie dort behandelt worden. Ein paarmal war Martin hinübergegangen, anderthalb Stunden Weges fast; viel zu selten, gewiß; aber gar so oft konnte er nicht fort, das litt der Dienst nicht.

Und nun war gestern das Lenerl gegangen, die Mutter wieder heimzuholen; der sorgliche Doktor hatte sie gefahren und er selber hatte unten an der Brücke, sie erwartend, gestanden, so oft er ein paar Minuten von seinem Posten wegkonn.

Schon von weitem hatte er ihr zugewinkt und war ihr schließlich entgegengetrabt; hatte alsbald, kaum daß er den Herrn Doktor zu begrüßen sich Zeit genommen, sein armes Weibchen, dem die Tränen vor Freude über das schmale, blutleere Gesicht liefen, vom Wagen gehoben und an sich gedrückt, so fest, als wäre da jemand, der es ihm nehmen wollte.

Waren alles erfahrene Leid und alle extragene Not, alle Schwäche und Blässe vergessen worden und sie hatten stumm ein glückseliges Wiederssehen gefeiert; dann waren sie selbender Arm in Arm behutsam und voll fröhlicher Zuversicht heraufgewandert ins trauliche Budchen, als wie in ein Schloß voll Jubel und Glanz.

Das war gestern gewesen.

Heute gegen Abend, als die Drosseln ihre tönenden Lieder angestimmt, war die Gensende, von dem Frieden des goldenen Mai-lages verlockt, ein wenig in den rundum jungknospenden, frisch-dunstigen Wald gewandert, Schrittschen für Schrittschen, von Lenerl geföhrt.

Ein knapps Stündchen später war das Kind dahergestürzt in maßlosem Entsetzen.

„Vater, hilf! Vater . . .!“ und hatte sich schreiend in seine Arme geworfen.

Da war er ohne langes Fragen davongestürzt und hatte sein Weib an der Brücke gefunden. Tags am Begrab mit geschlossenen Augen in einer Blutlache, von einem durchgehenden Pferde getroffen, dem die Schwächliche nicht schnell genug auszuweichen vermochte.

Die alte Wunde war aufgebrochen und stand weit offen wie der schwarz-rote Mund des Todes.

Und wieder hatte er sie auf den Armen ins Wärterhäuschen getragen und auf ihr Lager gebettet und ihr einen Notverband angelegt, um das unaufhaltbar rinnende Blut zu stillen.

Es war ein Unglück. Eine Heimsuchung wars, wie sie das graujame Schicksal nur über die allerschlechtesten Menschen hätte verhängen dürfen. . . .

Nun sah er am Bett und wachte. Das Kind hatte er zum Arzt nach Eichstädt geschickt, trotz der einbrechenden Dämmerung. Und das arme, um seine Mutter zitternde Kerlchen war den Weg hinab-geflohen in seiner Angst und Liebe, wie ein gehektes Häslein.

Marie lag erschöpft in den Kissen, die Augen noch immer geschlossen.

Es dünkte ihn fast ein Glück, wahrhaftig, ob er auch sein halbes Leben darum gegeben, wenn sie die Lider endlich aufgeschlagen. Aber wenn sie ihn erblidt hätte und seinen wühlenden, kaum nieder-zugewingenden Jammer gewahr geworden wäre, es hätte sie erschrecken, ängstlich und aufgeregelt machen müssen. Und beunruhigen durfte sie sich nicht! Sie mußte still liegen wie sie da lag, daß der Verband an seiner Stelle blieb und nicht etwa das Blut von neuem davonschoß, sonst —

Großer, barmherziger Gott . . .!

Er biß sich in die Finger und preßte den Atem mit aller Gewalt zurück, um nicht laut aufzuschreien oder sie durch sein kummervolles Neuchen zu erschrecken.

In einer Stunde konnte der Arzt da sein. In einer kleinen Stunde. Wenn sie bis dahin ruhig blieb, war Rettung möglich; wenn nicht, dann —

Aber er würde sie halten, wenn es nottat; er würde sie zwingen, still zu liegen, wenn es sein mußte; denn er wollte sie sich erhalten. Er wollte sie nicht verlieren! Nein, er wollte sein Weib nicht schon verlieren. . . .

Jetzt schlug die Signalglocke draußen an. Eins — zwei klang in die weltweite, tiefe Stille. Und nach einer Weile wieder: eins — zwei.

Stand er leise auf, um die Weiche am Gleise zu stellen, denn der gemeldete Zug hielt in Eichstädt nicht, sondern fuhr bis Vallens-tadt durch, und mußte deshalb auf das Gleis 1 umgelegt werden.

Auf der Schwelle blieb er noch einmal stehen und schaute sich prüfend nach der Weichen um, ehe er an seinen Posten eilte und seines Amtes waltete.

Eine Viertelminute später war der Zug vorüber. Nun legte er den Hebel wieder um und eilte in wahren Tigersprüngen zurück zur Tür.

Gottlob! sie schlummerte noch oder ruhte doch, wenn vielleicht auch nur in tiefer Erschöpfung.

Unhörbar schlich er wieder auf seinen Stuhl.

Wenn nun noch der Expreßzug umgelegt war, dann hatte er Ruhe für diese Nacht. Dann konnte er bei der schwer Getroffenen sitzen in einem fort. Denn die Strecke beging er nicht. Nein, und wenn es sündhaft war und fahrlässig über alle Mahen, die Strecke beging er heute Nacht nicht; es sei denn, daß der Doktor blieb und ihn in der Wache am Krankenbett ablöste für eine Stunde. Aber außerdem, — nein!

Es ging ihm wider das Gefühl und wider den innersten Willen, denn er war gewohnt und gewonnen, allenthalben seine Pflicht zu tun bis aufs Vitelchen, gewissenhaft und pünktlich. Aber was da! Er wich nicht von der Seite seines Weibes; er kam ja doch nicht los, mochte er anstellen, was er wollte; er mußte bleiben bei ihr, die er aus ganzer Seele liebte und auf der Stelle hätte an sich reifen mögen in ungestüme Sorge und Sehnsucht.

Aber er mußte still sitzen und auf sich achten, daß er nicht hör-bar war; sitzen und die träge dahinschleichenden Minuten zählen.

Draußen vor dem Fenster stand nun schon die Nacht in ebernem Schweigen und sternlos. Ein Käuzchen schrie im Walde, aber sonst klang kein Laut auf. Das war, als seien sie tief unter der Erde, abgeschlossen vom Leben, in einem Raum, dahin kein Weg führte, keine Müde draug, geschweige denn der Wagen des Arztes sich fand. . . .

Er lauschte hinaus in die Totenstille. Ein beklemmendes Ge-fühl packte ihn und er hätte gern etwas gesagt oder getan, um das atemberaubende, unheimliche Schweigen zu brechen und das Leben zum Bekenntnis zu zwingen; und beugte sich stodenden Herzens über Marie.

Atmete sie noch? Oder — — Nein, nein! Sie atmete. Leise, leise und matt, aber sie atmete. Kaum spürbar kam es über ihre fahlen Lippen, — aber der Atem ging! Singl und würde gehn und mußte gehn noch fünfzig, sechzig Jahre lang, bis sie beide alt und grau und müde geworden. Bis dahin waren sie miteinander glücklich. So recht von Grund auf in ihrer Enge und ihrer beschi-denen Art glücklich! Das wußte er.

Zum hundertsten Male schaute er auf die Uhr.

Noch ein Viertelstündchen, dann würde der Arzt gewiß da sein und alles war gut.

Jetzt meldete die Signallampe schon mit ihrem lärmenden Bim-bim-bim und Bim-bim-bim ohne Ende, daß der Expresszug in der Vorstation abgesehen sei. In zehn Minuten war er da und vorbei und er hatte Ruhe —

„Nicht faßt's . . .!“

Wie von einem scharfen Messer durchwühlt taumelte er auf, von dem gellenden Aufschrei getroffen.

Marie war wach. Von dem Geräusche aufgeschreckt, starrte sie mit großen Augen ins Leere, eine Hand auf dem Herzen. Im nächsten Augenblick fuhr Martin zu und faßte ihre Rechte.

„Siehe . . .“ — stammelte er in jagender Not — „Ruhig, ruhig, ruhig . . . Es ist nichts . . . Schlaf.“

Aber sie suchte sich seiner zu erwehren und sich ihm zu entwinden.

Da ließ er sie frei, hoffend, daß sie sich zufrieden gäbe.

Doch nun focht sie mit beiden Armen in steigendem Fieber und suchte sich aufzurichten.

„Nicht faßt's! . . .“ — stieß sie in wilder Angst von neuem hervor und schlug die Hände aufs Herz, als wolle sie eine fremde Faust hinwegzwingen — „Laß los, du! Laß los!“ — und strebte zur Flucht.

faßte er wieder nach ihren Händen; die waren glühend heiß und ihre Wangen schienen das lodernde Feuer und ihr furchtentsetzter, stammelnder Mund, auf den er seine Lippen preßte, verbrannte die Haut.

„Liebe, Liebel!“

Er gurgelte es in wahrer Todesangst hervor, sie sanft niederhaltend, damit sich der Verband nicht doch noch verschiebe und das Ungeheure ereigne.

Amsonst. Sie stemmte sich gegen ihn mit aller Gewalt und suchte sich loszurichten, um dem vermeintlichen Bürger zu entkommen, so daß er sie nur noch mit Mühe in den Rissen festzuhalten vermochte.

„Laß los, du!“ — leuchtete sie mit einer Stimme voll Trauen und Entsetzen — „Das Pferd geritt mich! Laß doch, laß looos!“

O, er kämpfte einen schweren Kampf, stumm und verzweifelt; kämpfte mit seinem armen Weibe — und mußte doch auf seinen Köpfen hinaus. Großer Gott im Himmel, die Weiche muß doch gestellt werden, denn —

„Marie, liebe, guie! . . . Sei ruhig, lieg still. Noch zwei Minuten nur, ich biit dich! Ach, ich flehe dich an! Ich muß ja drauhen . . . So hab ein Erbarmen mit mir! Du verbluest mir ja, wenn ich dich lasse! Und laß ich dich nicht . . . Heiland, Heiland . . .!“

Die Stimme versagte ihm und Tränen und Schweiß perlten ihm in den Bart.

Aber die Fiebernde rang mit immer größerer Kraft gegen ihn, wehrte sich immer heftiger und ungestümer, von ihrem Schreckenswahn getrieben, daß er sich auf sie werfen mußte, um sie zu bezwingen.

Inzwischen sauste der Zug durch die Nacht daher, unaufhaltsam, unaufhaltbar. . . .

Ihm brannte es vor den Ohren. Oder donnerte da schon der Koloss heran in wahnwüthiger Fahrt? Hunderte von Menschen bergend und vorn auf der Maschine der Tod, der graufige, fürchterliche Tod, der den Express auf den Güterzug jagte, der in Ecksicht jetzt auf dem Gleise hielt — und: Staub, Splinter, Felsen, Klagen, Stöhnen . . .

„Hilfe!“

Er schrie es wild hinaus in Verzweiflung und Qual — und unter ihm sein leuchtend ringendes Weib schrie es ihm nach.

„Hilfe!“ — gellte auch ihr Ruf schaurig in die Stille und brachte ihn vollends von Sinnen, so daß er sie jählings fahren ließ und in wilder Jagd davonstürzte.

Blindlings, taumelnd raste er hinaus, riß den Hebel herum und wie ein aus Nacht und Schweigen rasender Blitz war der Zug auch schon an ihm vorbei, ihn beinahe mit sich reißend im Wirbel.

Die Faust am Hebeleisen stand Martin, wie erstarrt; kein Glied gehorchte ihm mehr.

Da ward eine Stimme laut.

Von der Türe her rief:

„Heda! Menschenkind —!“

Das war der Arzt.

Martin fuhr auf, wie aus einem wüsten, lähmenden Traume aufschreckt und wankte einen halben Schritt auf das Wärterhäuschen zu; da traf ihn die Antwort auf seine ungesprochene weltumspannende Frage:

„Verbintet! Sie haben sie verbluten lassen, zum Henker, Mann!“

Seines General markdringenden Schrei hörte er noch, — dann brach er zusammen.

Die Entdeckung der Heimat.

Von R. G. Francé.

Als Stifter seine Kleinmalerei gegen die Kritik Hebbels verteidigen wollte, die von ihm, dem Feinschmecker aller Idyllen und Süßigkeiten des Nachsommers, Wucht forderte und tragisches Widerspiel ringender Kräfte, da entwarf er ein Bekenntnis seiner

Naturanschauung, das in seiner allwäterischen Einfachheit feltam modern anmutet. „Das Wehen der Luft“, sagte er damals, „das Nieseln des Wassers, das Wachsen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß; das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verschüttet, halte ich nicht für größer als die obigen Erscheinungen, ja, ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Gesetze sind.“

Ich finde, darin ist die ganze Entwicklung des heutigen Naturempfindens vorweggenommen und ein Stück aus dem geistigen Werden einer Generation erzählt, deren Väter von der Schönheit der Welt nur das Verblüffende, Schreckhafte oder Absonderliche sahen. So ist denn Stifter eine späte Rechtfertigung zuteil geworden, und sie ist es wohl, die allerorten wieder das Verständnis für seinen arten und sorgfamen Geist erweckt. In seinem „Heimatsdorf“ hat er uns ein Gleichnis gegeben, das auf unsere Zeit paßt wie sonst kein anderes. Hat man die Welt und alle Welten, nach denen man sich sehnt, durchwandert, entdeckt man zum Schluß seine Heimat. Vielleicht deshalb, weil von einem gewissen Punkte des sich drehenden Lebensrades manches losbar wird, was früher wertlos schien. Das gilt nicht nur für den einzelnen, sondern auch für alle Völker, wenn sie bei einer gewissen Kulturreise angelangt sind. Und so entdeckten wir Deutsche vor einigen Jahren — Deutschland.

Wir fanden, daß in dem allgewohnten, wohlbekannten Stück Land, von dem sich jeder in der Jugend wegseht, daß in der Heimat eine Menge Schönheiten verborgen sind, auf die man nicht achtet, weil ihr Genuß keine Mühe kostet. Es sind jene, die Stifter zu sehen wußte und so geliebt hat und die unsere Maled nach einem harten Kampf mit ihrer romantischen Vergangenheit wieder entdeckten. Ja, wir fanden, daß auch die Scholle Heimat, die sonst gar nichts ist als leuchtender Boden mit den allbekannten Wäldern und Blumenfluren, mit der Stille der Verlassenheit und der Lebensfreude, der tausend Wesen, die sich stets einfinden, wo Natur sich selbst überlassen bleibt, daß das alles ein Heiligtum sei, an sich schon wert, daß man es schätze und liebt und hege, als ob ein Schatz darin verborgen wäre.

Hier ist das Rätsel der Frage, auf die mein Gedankengang Antwort geben will. Woher kam diese Wandlung? Was lehrte uns diese neue Heimatliebe? Was ist die Psychologie der wiedererwachten Naturverehrung?

Man mag da zuerst daran denken, daß diese neue Generation vielleicht nur müder sei und nicht reifer. Vielleicht ist es nur eine Frage der Nerven und nicht des Gemütes, wenn wir und nach leuchtender Natur sehnen. Vielleicht ist es wieder einmal Ueberfüllung und damit nur eine Mode, wenn diese Zeit jetzt das Rousseausche Zurück zur Natur in ihrem Sinne wiederholt. Wer mag es entscheiden? Das Urteil darüber werden erst unsere Kinder sprechen, indem sie „Kulturgeschichte“ schreiben. Eines werden sie uns in jedem Falle zubilligen müssen: daß wir unter dem tiefen und starken Bedürfnis gelitten haben, wieder ein Stück echter Natur unser eigen nennen zu können, um dadurch selbst wieder mehr Naturwesen zu sein.

Und darum kann ich es nicht glauben, daß diese Entdeckung der Heimat nur eine Mode sei, die spurlos vorübergehen kann, wie Jugendstil oder Symbolismus. Was so elementar aller Orten herborbricht, das mutet viel mehr wie ein lebenserhaltender Instinkt an. Es ist ungewollt und unbetwacht und darum eine echte Notwendigkeit, wenn zu gleicher Zeit im ganzen Bereiche der Kultur, von Amerika bis Australien, ohne Führer und Plan, bald mit schwachen Kinderhänden und unbehilflich, mehr gut gemeint als gut getan, bald wieder mit allen Nachmitteln des Staates und der Ueberlegtheit wissenschaftlicher Arbeit die Natur auf einmal gesüht wird — vor uns selbst . . .

Ein Kulturphilosoph muß angesichts dieses Anblickes das wehmütige Rätseln finden, das allein ihm ziemt bei Wägung der menschlichen Kultur. Denn es ist wahrhaft ein kurioses Problem, daß derselbe Mensch, der seiner ganzen Veranlagung nach darauf angewiesen ist, sich durch die Vergewaltigung der Natur zu erhalten, der nur leben kann, wenn er sie zerstört, daß er sich doch wieder selbst hemmen und sich in den Arm fallen muß bei diesem Beginnen, will er nicht zugrunde gehen. Weil er fühlt, daß seine Wurzeln und feinsten Fasern von ihm zu jener Erde gehen, an die er nicht rühren darf. Wenn ich es in eine Formel bringen soll, so möchte ich sagen: Man hat es endlich empfunden, daß der Mensch nicht der Herr, sondern das Kind der Erde ist.

Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr kristallisiert sich mir in diesem Satz die Geschichte, der Sinn, die Zukunft, ja, die Metaphysik dieser sonderbaren Entdeckung der heimischen Natur. Ich glaube sogar, daß der Philosoph, der diesen Faden weiterspinnet, vieles entdecken muß von feinsten Kulturmöglichkeiten und ungeahnten Beziehungen fernster Dinge zueinander.

Anders kann ich mir das in einer so spontanen Bewegung gegebene Problem nicht zurechnen. Eine andere Erklärung habe ich dafür nicht, wenn die Schweizer Schulkinder Napfen um Napfen zusammenlegen und eine große Kanne aufbringen, damit das Mülli verschont bleibe vor einem Hotelbau und erworben werde als Freistätte. Man denke, was das heißen will: Schweizer

weigern sich, ein Hotel zu bauen an einem der besten Punkte des Fremdenverkehrs! Oder wenn der Fürst Putbus die Insel Wilm bei Rügen als Freiland der Natur von jeder Nutzung freihält, nicht um darauf zu jagen, sondern damit sie für immer ein Stück ungebändigten deutschen Bodens bleibe! Was soll es sonst bedeuten, das Wunderhafte, daß die Großlausleute aus der Gith um London sechs große Güter kaufen, zu keinem anderen Zweck, als daß sie Wildland bleiben und das schöne Wort des Ruskin wahr machen, da er sagte: Hat man die Lebenskunst erlernt, so erkennt man, daß auch die lieblichen Dinge notwendig sind: die wilde Blume am Wegrain sowohl wie das gebaute Korn und die wilden Vögel, die Tiere des Waldes sowohl wie die gepflegten Haustiere.

In aller Stille haben sich in den letzten Jahren wunderbare Wandlungen mit den Menschen vollzogen. In Holland bringt ein einziger Verein 300 000 H. auf, um einen Sumpf zu erhalten. Das Naardermeer heißt er und soll für immer eine Schilfwildnis bleiben, und seine Besitzer wollen nichts von ihm, als sich freuen, daß dort die Wasservögel ungestört nisten und die bunten Sumpfbüthen blühen. Ein englischer Verein hat zwölf riesige Landgüter erworben und läßt sie unberührt als Strand, als Moor, als Wald und Heide, damit die Büchen in voller Freiheit grünen, die Tiere ihr Leben ausgenießen und die Blumen sich wiegen und glücken und das Land mit ihrem Duft erfüllen.

Frankreich ist noch am wenigsten ergriffen von dieser Naturliebe, die noch unsere Väter für eine Krankheit gehalten hätten. Aber auch dort ist der Wald von Fontainebleau für unantastbares Nationaleigentum erklärt worden. Und jenseits des großen Wassers hat der neue Geist seine gewaltigsten Blüten getrieben. Gerade die rücksichtslosesten Auswücher der Natur haben in Amerika sechs ungeheure Freistätten errichtet. Sie schützen das wunderbare Felsenland des Yosemite, sie ehren das feierliche Schmelzen im Hain der Mammutbäume mit dem Gelöbniß nach diesen Jahren wahnwitziger Zerstörung nun keinen mehr ohne Not zu fällen; im Yellowstonepark schufen sie eine Zufluchtsstätte aller bedrängten Tiere des Landes, die versteinigten Wälder von Arizona wurden heilig gesprochen, ebenso die Gletscher im fernsten Nordostea der großen Republik. Wer hätte es je für möglich gehalten, daß die Dollarjagd halt machen könne vor einem Gebiet, größer denn ein europäisches Königreich? Und dennoch ist das Unglaubliche zur Tatsache geworden; mit scheuer Ehrfurcht geht der allmächtige Explorateur vorüber an den alten geweihten Hainen und Bergen, als ob auch er es als sündhaft empfinde, sich an ihnen zu vergreifen. Es ist wie eine neue Naturreligion, die nun die ganze Erde umspannt, denn selbst Afrika hat seine Nationalparke in den deutschen und englischen Kolonien, und Australien blieb nicht zurück im Wettbewerb und hat seine höchsten Berge für unantastbar erklärt.

In Deutschland, im Land der Naturfreunde, aber ist ein wahres Naturschutzfieber ausgebrochen. Staat, Städte, Gemeinden, Vereine und einzelne suchen sich darin zu überbieten. Alle Bäume, seltene Pflanzen, Vogelhorste werden geschützt, ganze Wälder, Berge, Heiden und Moore werden geheiligt, sobald sie irgendein Meisterwerk der Natur umfassen; ein Reich von Gesetzen und Polizeiverordnungen zum Schutz der heimischen Natur, manchmal so streng, daß selbst der Wissenschaft Verbote auferlegt werden, überzieht das ganze Land.

Auch Oesterreich ist nicht zurück. Es erlebte allerdings auch hier das echt österreichische Schicksal, daß in ihm früher denn anderswo der Sinn für den Heimatschutz entstanden ist, daß es aber nur bei den Anfängen blieb, die dann erst im Ausland recht erfaßt und fruchtbar gemacht, von dort nach Oesterreich zurückgebracht wurden. Aber jedenfalls waren der von dem Fürsten Schwarzenberg geschützte Kubanuwald in Böhmen sowie der Wald- und Wiesengürtel um Wien Vorbilder für die ganze Welt, und das ist für immer vermerkt zum Ruhme Oesterreichs auf diesem neuen Blatt der Kultur von der Harmonie zwischen Natur und Menschengestalt.

Ich brauche wohl keine weiteren Beweise zu häufen für diese Wandlung des Menschengestalt und habe eigentlich auch schon mein letztes gesagt in der Stelle der Gedanken, die mich befallen angefaßt dieses froh verwirrenden Wiederfindens der heimischen Schönheit. Denn: Harmonie zwischen Natur und Menschengestalt, das scheint es nur zu sein, was unser Instinkt in all diesen Zeiten sucht. Er sehnt sich nach einer Harmonie, die wir in einem materialistisch-technischen Zeitalter verloren hatten.

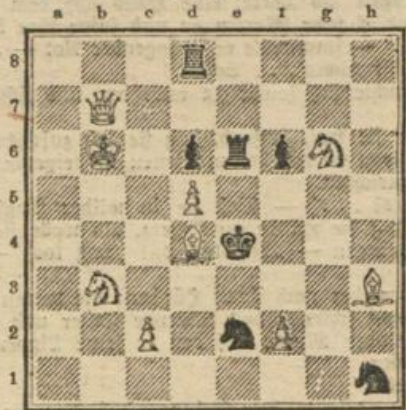
Doch diese Erkenntnis ist nichts Neues. Auch sie ist nur eine alte Weisheit, die man immer wieder findet. In einer Fabel jenes Volkes, das Weisheit noch immer am tiefsten erfaßt hat, ist es am schönsten ausgesprochen, ohne was des Menschen Wesen nie dauernd zu seinen höchsten Kräften kommen kann. Antäos, der Sohn der Erde, der seine Kraft wiederfindet, wenn er die Mutter berührt — das ist unser eigen Sinnbild. Er lehrt uns die Philosophie der Zukunft, jene, zu der wir ein Jahrhundert der Naturwissenschaften brachten, die wir nun zaghaft, nach unendlichen Umwegen, unter Kämpfen und Widerstreben unserer ganzen Vergangenheit langsam wiederfinden.

Und ich kann noch so viel nachhaken und kritisch wägen, ich finde doch kein besseres Wort, um diese Philosophie auf ihre höchste Vereinfachung zu bringen, als das von der Erdgeborenenheit des Menschen. Daß wie uns wieder als Sohn der Erde fühlen, ist

nicht nur der Schlüssel, um Zugang zu finden zu den Motiven all der für den Tiefäugigen wunderbar freudigen Tatsachen, die ich hier ausbreitete, sondern darin liegt auch alle Beschränktheit und Unendlichkeit des Menschengestalt beschlossen.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
P. Johner.



2+ (90-VP1 V)

Philidor'sches Springerpiel.

P. Leonhardt. D. Euen.

1. e2-e4 c7-c6
2. Sg1-f3 d7-d6

Der Zweck dieser Einschränkung des Lf8 kann nur in einer Vorbereitung von f7-f5 erblickt werden.

3. d2-d4

Die stärkste Entgegnung, die die Korrektheit der Eröffnung in Frage stellt, besteht in 3. Lf1-e4! Falls hierauf 3. . . . f7-f5 (auf andere Blüge kann im wesentlichen e2-c3 nebst d2-d4 folgen) so 4. d2-d3!; Dd8-f6 (4. . . . Sf6; 5. Sc3, c6; 6. De2, Lf7; 7. Sg5, Tf8; 8. Sxh7, Sx8; 9. Dh5+); 5. Sf3-g5, Sg8-h6; 6. f2-f4, e5-f4; 7. Lc1-f4, f5-e4; 8. 0-0 zc. mit übermächtiger Angriffsstellung.

3. Sb8-d7

Hier ist 3. . . . f7-f5 zwar ebenfalls riskant, jedoch schon eher möglich (als bei 3. Lc4!); z. B.: 4. Sb1-c3, 4. . . . f5-e4; 5. Scx-e4, d6-d5; 6. Sf3-e5, d5-e4; 7. Dd1-h5+, g7-g6; 8. Se5-g6, h7-g6; 9. Dh5-h8, Lc8-e6; 10. Dh8-e5, Dd8-d5 zc. Weiß hat kaum Gemütsausseten.

Der Zertug trägt den Namen: „Ganham-Variante“.

4. Lf1-c4 c7-c6!

Notwendig, falls 4. . . . Lf8-e7? (4. . . . Sg5; 5. Sg5 zc.) so 5. d4x

6. Sd7xe5 (5. . . . de5? 8. Dd5);
6. Sf3xe5, d6xe5; 7. Dd1-h5 zc.
5. Sf3-g5 Sg8-h6
6. a2-a4

Eine sehr beachtenswerte Neuerung von Leonhardt. Dr. Zarasch und Dr. Emanuel Lasker setzten hier mit 6. f4, Lc7; 7. c3, e4; 8. Sf3 fort, was jedoch wegen 8. . . . f5! (Alapin) mindestens keinen Vorteil dem Weißen einbringt, z. B.: 9. e5 (Schlechter) 9. . . . d5; 10. Ld3, Sf8; 11. Lxh4, Sf7; 12. De2, g6; 13. Sbd3 (bisher nach dem neuen Bilguer) 13. . . . Sd6; 14. Lc3, Lg5; 15. Lf2, LxS4; 16. DxL, Sg5 nebst ev. Sg5-e4 zc. Der Leonhardtische Zertug hat nicht nur den Sinn einer Verteidigung gegen b7-b5, sondern auch einen heimtücklichen Angriffszweck, wie aus Nachstehendem ersichtlich.

6. Lf8-e7?

Dieser anscheinend planföble Zug ist ein entscheidender Fehler. In Betracht käme 6. . . . De7 nebst event. f7-f6, bezw. Sb6 und f7-f6.

7. Lc4xf7! Sh6xf7
8. Sg5-e6 Dd8-h6
8. . . . Da5+; 9. Ld3, Db6; 10. a5, Dxb2; 11. Lc3 zc.
9. a4-a5 Db6-b4+
10. c2-c3 Db4-c4
11. Se6-c7f4 Kc8-d8
12. b2-b3! Aufgegeben.

Schachliteratur. Von der Hochstuf schachliterarischer Erscheinungen dieses Jahres verdient der „Schachwart“ von Dr. Emanuel Lasker eine besondere Besprechung, zumal da mit dem Erscheinen des zweiten Monatsheftes die ausnahmsweise billige (nur 3 M. jährlich!) Schachzeitung spruchreif geworden ist. Der Weltmeister bezeichnet als den Hauptzweck seines Unternehmens in der „Hebung des Geschmacks hinsichtlich der praktischen Partie und des Problems“. Dies wird von ihm in vollem Maße durch eine ausgezeichnete Wahl schöner und beachtenswerter Meisterleistungen erreicht, die er in der gediegensten Weise bespricht und glossiert, wie es übrigens von ihm auch nicht anders zu erwarten war. Auch quantitativ ist eine geschmacklose Ueberladung glücklicherweise vermieden, laut der Devise: „In der Beschränkung zeigt sich der Meister!“ Um jedoch objektiv zu sein, gestatten wir uns noch den Wunsch, daß die geschmackvolle Richtung auch auf das wichtige (weil lehrreiche!) Gebiet der theoretischen Analyse ausgedehnt werde. Das Thema der „Rio de Janeiro-Variante“ ist nämlich in bezug auf „Geschmack“ kaum glücklich gewählt. Die Variante besteht in: 1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, Sf6; 4. 0-0, Sxe4; 5. f4, Lc7; 6. De2, Sd6; 7. LxS, bxc6; 8. de5, Sb7 (sein „geschmackvoller“ Posten für einen Königspringer! . . .); 9. Sc3, 0-0; 10. Td1, Sc5; 11. Sd4, Sc6; 12. Le3, SxS; 13. LxS, c6; 14. Le3, d5; 15. od6, Lxd6. Das Resultat ist auch danach: auf 16. f4! (Alapin) führt der Weltmeister „16. . . . a5; 17. Sa4, Te8“ aus. Jedoch 18. Dd3, La6; 19. c4 gewinnt auf die Dauer den Be5 (bezw. Positionsvorteil). Auch „17. Df2, c4“ 18. Ld4 ist der Position nach nur für Weiß günstig.

Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.